

Türöffner vor verschlossenen Türen?

Intellektuelle und ihre Aufgaben¹

„Überläufer zur Rechten hin mehren sich. Soll man sich freuen oder ärgern“, schreibt A. Mohler in einer Leitpostille der Rechtsintellektuellen². Er beruft sich dabei auf den Politologen Arnulf Baring, der sich von einem „linksliberalen Jalta Boy“ zum national denkenden deutschen Mann entwickelt habe; und er beruft sich auf Botho Strauß, der ehemals unter dem Einfluß der »Frankfurter Schule« stand, aber nun Ideologiebestände des spezifisch deutschen Kulturpessimismus und der »Konservativen Revolution« reaktiviert.

Schon zuvor konnte Mohler die Zersetzung der Linksintellektuellen, ihrer Milieus, ihrer Theorien und Institutionen begrüßen. Hellsichtig sah er in der Postmoderne einen Bundesgenossen: „Freund und Feind sind sich darüber einig, was die bisher größte Leistung der Postmoderne ist: sie hat die Kulturrevolution zur Strecke gebracht“³. Mohler dachte dabei nicht nur an „Foucaults falsche Freunde“, an Publizisten wie Seitter oder Bergfleth, oder an den Verlag Matthes & Seitz, die für rechtsradikale Positionen offen sind, sondern vor allem daran, daß es sich „bei vielen Inhalten der Postmoderne um verjüngte Neuauflagen konservativen Gedankengutes handelte“⁴.

Hegemonie von rechts?

Mohlers Überläuferthese drückt kein Wunschenken aus, sondern reflektiert langfristige Verschiebungen im intellektuellen Klima. Sonderlich originell ist Straußens „Anschwellender Bocksgesang“ keineswegs, in wehevoller Sprache trägt er ideologische Ladenhüter vor. Daß aber ein Essay, der „Volksgemeinschaft“ und „Blutopfer“, „Dienst“ und „Autorität“ beschwört, nicht in der marginalisierten Rechtspresse, sondern im *Spiegel* erscheint, ist ein Novum, das eben diesen Rechtstrend signalisiert. „Notiert euch den Tag Freunde, es wird ernst“, schrieb F. Glotz zum 8.2.93, dem Tag der Veröffentlichung des Essays.

Zur Beruhigung: In der BRD gibt es noch keine »Neue Rechte« im Stil der französischen »Nouvelle Droite«. Der organisierte Rechtsextremismus hat seine intellektuellen Souffleure, und die geben sich – man denke an die *Junge Freiheit* oder an Zitelmans Wirken im *Ullstein-Verlag* – zunehmend smart. Blickt man über den organisierten Rechtsextremismus hinaus, so wird rasch deutlich, wie bis in die sogenannte Mitte hinein (um die sollte es eigentlich gehen) rechtes oder konservatives Denken vorherrscht. Intellektuelle Repräsentanten der sozialliberalen Ära wie G. Grass oder J. Habermas sind längst an den linken Rand gedrängt. Wir möchten nicht im einzelnen auf die Wandlungen eines H.M. Enzensberger, P. Schneider oder M. Walser eingehen. Sinnvoller erscheint es uns, allgemeine Syndrome einer möglichen Hegemonie »von rechts« herauszustellen. Dazu vier Punkte:

1. Von rechts werden die Themen und Begriffe besetzt: nationale Identität und machtstaatliche Normalität, Mut zur Erziehung, Notwendigkeit von Verzicht und Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft. Die Begriffe der Linken, exemplarisch dafür der »Antifaschismus«, werden denunziert. Diejenigen, für die das Wort Faschismus ein Schreckgespenst sei, charakterisiert ein Italienkorrespondent wie folgt: Sie „gehören zu einer alternden Minderheit, verfolgen wahltaktische Absichten oder gehen gegen bürgerliche Tugenden an“. Das steht am 25.11.93 im Blatt der Herrschen-

den-Meinung, in der *FAZ*, und nicht in einem rechtsextremen Nischenblatt.

2. Von rechts werden neue Denkmäler errichtet, man denke an die Jünger-, Heidegger- oder Schmitt-Renaissance. Böll oder das Personal der *Frankfurter Schule* werden eingemottet.

3. Von rechts werden zunehmend grundlegende Deutungsmuster popularisiert: Ein fortschrittskritischer Pessimismus und eine negative – sozusagen machiavellistische oder hobbesche – Anthropologie, eine Ablehnung der universalistischen Moral der Aufklärung und eine Verhöhnung demokratischer Partizipation.

4. Von rechts her verändert sich die Medienlandschaft: Die *Süddeutsche* und *Zeit* nähern sich der *FAZ*-Linie an. Es bleibt zu befürchten, daß Rechtsextreme »Talkshow-fähig« werden. Heute dürfen ehemalige Linksintellektuelle als Medienclowns das Ende der Linksintellektuellen kommentieren.

Schwäche der Linken

Die Rechte wäre nicht so stark geworden ohne die Schwäche der Linken. Die soll hier indes nicht bejammert, sondern kurz analysiert werden. Auf den ersten Blick ist die Lage paradox. Daß die unsichtbare Hand des Marktes nicht ins Konsumparadies, sondern ins Elend führt, scheint uns ebenso offensichtlich wie eine Re-Ideologisierung, die vom Marktfundamentalismus



mus bis zum religiösen Fundamentalismus reicht. Gerade in diesem Moment übernehmen viele die Vorstellung, daß der Gegensatz zwischen Rechts und Links überholt sei. Wer dies akzeptiert, übernimmt Fremdbeschreibungen und verhindert eine kollektive Identität im Namen des Begriffs »links«. Eine solche Identität ist aber nötig; nicht weil Linkskintellektuelle per se Ichschwach sind, sondern weil sie, im Unterschied zum Macht- oder Konformitätsintellektuellen, institutionell weniger stabilisiert und funktional auf Widerspruch und Dissonanz ausgerichtet sind. Daß es weder »rechts« noch »links« gebe, diese gern wiederholte Behauptung hindert die andere Seite nicht daran, die Linke zu marginalisieren, indem sie ihr die Begriffe nimmt. So bleibt die Frontstellung von rechts her bestehen, während man der Linken sagt, diese Frontstellung sei überholt. Kein Verein, weder die katholische Kirche noch der DFB, kann sich einen solchen Verzicht auf identitätsstiftende Selbstbezeichnungen leisten.

Zu kämpfen hat die linke Intelligenz auch mit dem allgemeinen Schrumpfen der Erwartungshorizonte. Gerade damit wird das, was ehemals dem Kapitalismus zugerechnet wurde, zum Element der Lähmung: Wachsende Unsicherheit und unkalkulierbare Risiken lassen es unwahrscheinlich erscheinen, daß mehr zu erreichen ist als eine Begrenzung der jetzt schon absehbaren Gefahren. Das ist nicht eben mobilisierend. Der Selbstlauf von Technologie und Profit-

wirtschaft produziert immer weniger zusätzlichen Gebrauchswert und immer mehr dysfunktionale Effekte anderswo.

Schwäche zeigt sich auch hinsichtlich der Verteilung und Anordnung gesellschaftlicher Bewußtseins- und Wissensbestände. Was die Theoriefeindschaft der inzwischen alt gewordenen »neuen sozialen Bewegungen«, was das »anything goes« der Postmoderne nicht erreicht hat, das ist nach der Implosion des real-existierenden Sozialismus möglich geworden. Dessen Pleite und die stalinistischen Verbrechen werden den Linken, d.h. auch ihren Theoriebeständen, zugerechnet. Marx war ein totalitärer Denker, und wer heute von irgendeiner Utopie redet, ist potentiell ebenfalls totalitär. Heidegger war natürlich nicht totalitär, sondern nur verstrickt. Damit wird Leuten, die für hehre demokratische Ziele wie Transparenz und Mitbestimmung stritten, ein permanentes, politisch lähmendes Distanzierungsritual zugemutet. Die Definitions- und Zurechnungsmacht qua Medienmacht geht inzwischen so weit, daß die 68er zu ihrem 25jährigen Jubiläum nahezu für alles verantwortlich gemacht werden konnten: für Rostock, Mölln und Solingen, für die Brutalität an den Schulen, für mangelnden Leistungswillen als Grundlage der Standortgefährdung, für moralische Bedenken gegenüber der vermeintlich nötigen »normalen« Großmachtspolitik.

Es geht hier nicht nur um unmittelbar politisch motivierte Zurechnungen. Das emanzipatorische und analytische Vokabular der

Linken wird zunehmend aus den Diskursen ausgegrenzt. Es wäre eine eigene Untersuchung wert, daß just in dem Zeitraum, wo mit Foucault der Zusammenhang von Macht und Diskurs reflektiert wird, die unausgesprochene Ausgrenzung des marxistischen Diskurses einsetzt. Hinzu kommt, daß auch die programmatisch aktivierenden Begriffe verschlissen sind. Der Begriff »Solidarität« ist zum Gemeinplatz der politischen Routinerhetorik verkommen. Wenn sich mit dem Begriff »Arbeiterklasse« niemand mehr identifiziert, dann fungiert er zunächst nur als ideologisch-isolierende Duftmarke für die BenutzerInnen. Auch hat der Begriff »Sozialismus« an Glanz eingebüßt. Hier gilt eine Trivialität der historischen Semantik: Ohne gemeinsame Begriffe gibt es keine politische Handlungseinheit. Begriffe wie »Sozialismus« oder »Arbeiterklasse« finden heute keine Träger-schichten mehr, die sich mit ihnen identifizieren.

Im Chorgesang verharrend

Erstaunlich ist die galoppierende Übernahme alter Feind- und Fremdbilder als Selbstbeschreibung. Es ist auf den ersten Blick verblüffend, daß die Linksintellektuellen nach 1989 enthusiastisch die Knüppel aufgenommen haben, mit denen sie immer geprügelt worden sind. Kaum einer, der sich nicht selbst an die Brust schlägt; von „Totalitarismus“ ist die Rede, von „Demokra-

„tiefdefizient“, vom ungerechtfertigten Anspruch, für »das Volk« zu sprechen, das doch sehr wohl für sich selbst sprechen könne. Manch einer, der für Kindergärten und Zebrastrifen demonstriert, gegen Krieg und Atomkraft agitiert hat, macht heute den Eindruck, er habe Erschießungskommandos geleitet. Es mag schmeichelhaft sein, sich so wichtig zu nehmen. Auch ist die Bereitschaft zur Selbstkritik natürlich immer nobel, sie reinigt das Gewissen und verschafft ein (quellensteuerfreies) moralisches Zinseinkommen. Die Mächtigen freilich haben es immer vorgezogen, ihre Verfehlungen „kommunikativ zu beschweigen“, wie es Hermann Lübke so trefflich ausgedrückt hat. Die Analyse der eigenen Fehler leisten sie so lange hinter verschlossenen Türen, wie keiner sie gewaltsam ans Tageslicht zerrt.

Das Wort »Kritik« bezieht sich auf die Fähigkeit zu unterscheiden. Was als Selbstkritik und als realistische Analyse der Lage gemeint ist, das gehört gleichzeitig auch zum öffentlichen Macht- und Meinungsdiskurs. Dem moralischen Surplus der Selbstgeißelung korrespondiert dort ein überproportionaler Verlust an öffentlicher Autorität. In der Öffentlichkeit kommt es bekanntlich nicht darauf an, wer Fehler gemacht hat und wer nicht, sondern über wessen Fehler am lautesten gesprochen wird. Und da fallen die Linksintellektuellen ganz harmonisch in einen Chor ein, den sie mit Dissonanz zu stören hätten. Nicht Sand im Getriebe der Meinungsmache sind sie, sondern Schmiermittel bei der Verschiebung der Diskurse nach rechts.

Nicht ganz falsch – aber auch nicht ganz richtig – ist die provozierende These, daß die Linke hierzulande am Ziel sei – und ergo am Ende. Was sich mit den Mitteln der öffentlichen Meinung und gegen die Staats- und Kapitalmacht erreichen läßt, das ist im bescheidenen sozialliberalen Rahmen erreicht: Teilhabe an der Macht. Institutionen wie Schule und Hochschule sind, obwohl die Politiker alles tun, um den Druck zu erhöhen, liberalisiert und modernisiert. Die öffentliche Meinung reagiert – zumindest partiell – sensibel auf rassistische, militaristische, diskriminierende und staatsvergötternde Themen. Im Kampf um diese öffentliche Meinung macht aber die linke Intelligenz jetzt eine neue Erfahrung: Gegenmacht, die sich nicht beständig erneuert, schmilzt wie Butter in der Sonne. Wer sich Themen, Horizonte und Symbole abnehmen läßt, der hat als Machtfaktor ausgespielt. Während die Linksintellektuellen „Arbeit am Irrtum“ (Lothar Baier) zu leisten glauben, merken sie nicht, daß sie in eine diskursive Falle gegangen sind: Was sie auch immer Selbstkritisches – öffentlich – tun, sie liefern den Stoff für die Revision des Weitbildes von rechts.

Daß es je eine linke kulturelle Hegemonie gegeben haben soll, war für uns immer eine Erfindung von Helmut Schelsky und dem Bundespresseamt. Aber zweifellos gab es in den 70ern in Schulen, Universitäten, Me-

dien, in den Gewerkschaften und in einzelnen Parteien größere Artikulations- und Wirkungsmöglichkeiten für gesellschaftskritisches marxistisches Denken. Das hat sich geändert. Womit wir wieder beim ersten Punkt dieses Beitrags wären.

Was bleibt?

Klagen hilft nichts. Als Hauptaufgabe sehen wir heute die Ortung des Gegners. Damit meinen wir, daß die Linke durch Auseinandersetzung mit der Renaissance des rechten Denkens, insofern es weit über den organisierten Rechtsextremismus hinausreicht, an Stärke gewinnt. Natürlich sollte man den neurechten »Gedanken« nicht zu einer diskursiven Resonanz verhelfen, die sie ohne linke Gesprächigkeit gar nicht hätten. Auch hier muß man schweigen können. Zumal man weiß, daß der Vorwurf, die Intellektuellen schwiegen zu irgendeinem Thema, ebenso wohlfeil ist wie der entgegengesetzte, daß sie überall mitreden. Erfahrungsgemäß haben kritische Intellektuelle zwar ein äußerst feines Gespür für die moralische Dignität kultureller Traditionen, aber wenig Sinn für die praktische Organisation von Konsens, Zustimmungsbereitschaft, Macht. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß die Linke ihre Wunden leckt, während man rechts genüßlich die letzte Bastion der linksliberalen öffentlichen Meinung schleift, den Antifaschismus.

Langfristig geht es um den Erhalt, die Neuformulierung und Erweiterung von Wissensbeständen, um eine Internationalisierung des Denkens, um die Überwindung eines praxisfernen, medienuntauglichen Dilettantismus, um gesellschaftliche Wirkung. Vor allem sollten wir uns Gedanken um aktivierende Ziele machen. Allein vom Nichtwollen geht keine politische Mobilisierung aus.

Wenn wir es richtig sehen, dann nimmt heute die Problemlösungskapazität des siegreichen Kapitalismus weiterhin ab. Wenn heute Menschen leiden, dann nicht, weil ihr Leben einer sozialistischen Utopie geopfert wird, sondern weil die Marktfundamentalisten ihre miese Gegenwart mit dem Versprechen einer herrlichen Zukunft erträglich machen wollen. Linke Intellektuelle sind nicht die VorsängerInnen möglicher neuer sozialer Bewegungen; aber ohne ihre – jeweils zu überprüfende – analytische und diskursive Kompetenz wird es keine Bewegung mit langem Atem geben. Eine Gesellschaft, die nach Aussage ihres führenden Soziologen aus einer Unzahl funktionsdifferenzierter Subsysteme zu bestehen glaubt, die alle im eigenen Saft schmoren, einander nicht wahrnehmen und dank je ausdifferenzierter Eigencodes die Sprache der anderen nicht verstehen, eine solche Gesellschaft benötigt staats- und systemfremde Kritik- und Selbstreflexionsfunktionen. Die ökonomische Kompetenz des Sozial- und Umverteilungsstaates lei-

det an galoppierender Schwindsucht. Über die Verschuldung wird er auch in der Ersten (und einzigen) Welt, was er in der Dritten schon lange ist: ein administrativer Wurmfortsatz der Großbanken. Mit der »Nation« ist kein ökonomisches, ökologisches oder gesellschaftliches Problem zu lösen. Kapitalmacht ist längst international, und daß ökologische Probleme sich um Ethnien und Staatsgrenzen wenig kümmern, ist bereits sprichwörtlich. Das lückenlose Netz von Sachzwängen, mit dem die Rechte gern argumentiert, löst keine Probleme: Es ist das Problem. Hinter jedem Sachzwang verbirgt sich die Unfähigkeit oder Unwilligkeit, anders zu entscheiden. Die besten Selbstdefinitionen liefern immer noch die Gegner: „Kritik als Beruf: zur Soziologie der Intellektuellen“, hieß es polemisch bei Lepsius im Jahre 1964. Ohne professionelle Kritik wird der siegreiche Kapitalismus sich selbst und uns zu Tode siegen. Die Systemtheorie denunziert jede Kritik, die sich nicht die Optik eines Funktionssystems (Ökonomie, Politik, Wissenschaft etc.) zu eigen macht, als destruktiv, moralisch und gefährlich. Genau das sollten wir sein. Denn offenkundig sind die Machteliten und die politischen Parteien überfordert mit den Folgen der Selbstläufe der Teilsysteme und konzentrieren sich auf die Techniken des Machterhalts. Deren Beherrschung wird immer virtuoser. Während von den Problemen, für die Politik sich zuständig erklärt, um so geschäftiger geredet wird, schwindet die Kompetenz zu ihrer Lösung um so mehr.

Die sorgenvolle Selbstthematisierung der Intellektuellen ist ebenso ermüdend wie ihre diskursive Sündenbockrolle für Rechtspopulisten von Schelsky über Jens Reich bis Kanther (der neulich „Pseudointellektuelle und Konfliktpädagogen“ für neofaschistische Gewalt verantwortlich gemacht hat). Es geht um die Initiierung, Legitimierung und Verbreitung von gesellschaftlicher Reflexion und Alternativen. Entscheidend ist die Funktion, nicht die Schicht oder die Rolle der Intellektuellen. Gesellschaftliche Kritik- und Reflexionsfunktionen brauchen einerseits TrägerInnen, andererseits einen Resonanzmechanismus, der weit über die Trägerschicht hinausreicht und so etwas wie eine Subkultur mit Streuwirkungen bildet. Zum öffentlichen Wirken gehört das Ensemble von »multiplikativen« Institutionen: Schulen und Hochschulen, liberale Massenmedien, Bürgerinitiativen. Mit segmentierten Teilöffentlichkeiten, die sich medial bestätigen und so ihre Identität stabilisieren, ist es nicht getan. Geschlossene mediale Subkulturen können blühen, ohne eine Öffentlichkeit im emphatischen Sinne des Worten überhaupt zu erreichen. Überall sind Stammesidentitäten, die sich an ihr Grüppchen halten und aus Gesellschaft und Politik ausklinken, auf dem Vormarsch. Das ist auch eine Gefahr für die linke Intelligenz. Um so wichtiger wäre die Überwindung des medialen Dilettantismus.

